

Zeitschrift: Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde

Herausgeber: F. Pieth

Band: - (1923)

Heft: 7

Artikel: Carl Ulysses v. Salis-Marschlins [Fortsetzung und Schluss]

Autor: Salis-Marschlins, Meta von

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-396311>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

geläut, ein friedvoller, wahrhaft uhlandischer Sonntagsmorgen...“ In *Sarnen* war in Gasthöfen und Kaserne für gutes Quartier gesorgt. Nach vier Nächten auf Heu und Stroh wußte man die Wohltat einer weichen Matratze und frischer Leinwand um so mehr zu schätzen. — Am sechsten Tag: bei schlechtem Wetter Marsch nach Alpnach, Fahrt nach *Luzern*, eiliger Besuch des Löwendenkmals und des Gletschergartens, dann Abfahrt nach *Zürich*. Erst auf der Heimfahrt längs dem Zürichsee lichtet es sich; die Reflexe eines Sonnenunterganges, wie man ihn nur in den Niederungen sieht, strahlen zu uns herüber, die Abendwolken sind in Glanz und Glut getaucht, in heller Glorie schimmert's dazwischen hervor, ein Abschiedsgruß an die Kantonschule und ihre Murtenfahrt.“

Schluss folgt.

Carl Ulysses v. Salis-Marschlins.

Von Dr. Meta von Salis-Marschlins, Basel.

(Schluss)

Im Herbst 1809 beantwortete er die Bitte von Georg Müller, dem Bruder von Joh. von Müller, um Briefe des im Mai Verstorbenen zusagend in bezug auf jene an seinen Vater, da seine unglücklichen Umstände ihn zwängen, „durch Schriftstellerei alles zu verdienen“ und er daher die Absicht, „eine Darstellung meines noch immer sehr verkannten und aufs undankbarste behandelten Vaters, als Gelehrter, Staatsmann und Cosmopolit zu versuchen“, wobei diese Briefe „einen Hauptreiz gebildet hätten“, auszuführen, verschieben müsse. Und im Januar 1810 schrieb er Prof. Müller wieder, er ordne seine Angelegenheiten, um, wenn ihm auch dermalen kein Heller bleibe, seine Kinder in Zukunft zu sichern, was ihm alle seine Zeit nehme. „Ich kann also gar nicht bestimmen, auf wann die Biographie meines Vaters sel., die zugleich eine Geschichte Bündens von 1750—1800 enthalten wird, erscheinen kann.“ Diese Lebensbeschreibung lag ihm stets im Sinn, wenn es auch zuweilen wie Verzicht klang, was er gegen Dritte äußerte. So z. B. in einem Brief an Schwager Daniel von 1812, wo er im Anschluß an die ihm verspätet zu Gesicht gekommenen Rezensionen Müllers von Ulyssens Schriften meinte, er würde jenem Auskunft erteilt haben, die „über das Schicksal unserer Familie ein treffendes Wort“ zu sagen gestattet hätte. „Aber was nützt dies“ jetzt? Der Besitz vieler

Dokumente, worunter auch im Ausland erschienene feindliche Propagandaschriften, und teilweises Miterleben würden ihn in stand gesetzt haben, dies Werk zu schaffen. Sein Schicksal hat es nicht gewollt.

So schlimm er 1811 und 1812 mit Arbeit in eigener Sache überlastet war, C. Ulysses trat 1811 im Herbst für einige Zeit an Joh. Ulrichs Stelle für die Fortführung der Geschäfte, die der N. S. mit sich brachte, und schrieb für den erkrankten Schwager, der eine Kur in Hohenembs zu machen hatte, zwei lange Urkunden ab. Es war in diesem Zeitraum, daß er an die Stelle eines Bibliothekars, Konservators eines Naturalienkabinetts, Gutsbeamten im Ausland dachte. Seine Frau machte ihm viele Sorge. Am 26. Oktober 1811 meldete er Daniel, er habe mit zwei Verlegern über seine „Geschichte und Literatur der romanischen Sprachen“ zu unterhandeln begonnen, „und nun arbeite ich unablässig an diesem Werk, das mir armen Sünder etwas eintragen kann“. Ach, es wanderte von einem Verleger zum andern, noch 1815 zu Sauerländer, es war bereits angezeigt — und blieb doch ungedruckt. 1882 antwortete Ulysses Adalbert einem darnach Fragenden, er habe es einer genauen Durchsicht unterzogen und finde, es sei, bei den seither in der Kenntnis der unzähligen Patois gemachten Fortschritten, zur Veröffentlichung nicht mehr geeignet. Die Geschäftszuversicht der Verlegerschaft in den ersten Dezennien des 19. Jahrhunderts hatte ihren tiefsten Stand erreicht. — Am 6. Dezember 1811 C. Ulysses an Daniel: „Nimmt man mir Kabinett und Bücher, so habe ich kein Handwerkszeug mehr...“ Nachschrift: „Meine Schwester sagt mir eben, daß sie gerne 6 oder 12 von den silbernen Tischlöffeln mit Wappen eingelöst hätte. ... Es thut uns allen wehe, so unsere Sachen weggeführt zu sehen. Geht es an?“ — Am 10.: „Ob mir gleich andre versichert haben, daß es wider die Gesetze sei, daß man mir meinen Unterhalt abgesprochen hat, so will ich mich doch gedulden ... ich will alles leiden, wenn nur den Kindern geholfen wird.“ Aber einem Handwerker, der dringende Ausbesserungen gemacht, seinen „Lidlohn“ nicht bezahlen zu wollen, schein ihm eine wahre Ungerechtigkeit und er hoffe, daß die Gläubiger das einsehen. 17. Januar 1812: Die Stunden seiner Ungeduld nehmen ab, seine Gelassenheit wachse. Am 18.: „Wenn es doch sein muß, daß für mich keine andere Hoffnung

mehr ist, als Frau und Kinder zu verlassen, und ich anderswo mein Brod für die paar übrigen Tage meines Lebens suchen mus, so hätte ich freilich eine Stelle an einer Bibliothek oder einem Naturalienkabinet am liebsten... Jemehr man mir Arbeit gibt, desto lieber ist es mir, denn so gibt es mehr Gelegenheit, an mein Schicksal nicht zu sinnen ... schlaflose Nächte sind das Loos meinesgleichen..." 21. Februar: Er bezahle seiner Schwester Tischgeld für sich und die Magd, die seine Frau und das Kind bediene, für das Mineli kein Tischgeld. Ursula sei bereit, „mir als Opfer des Feindes und nicht, weil sie sich im geringsten dazu verpflichtet fühlt, alles für Hrn. X. zu versprechen.“ Am 2. März hoffte er, ein fertiges Manuskript (Übersetzung) „anzubringen... Wir alle seufzen nach einem Accomodement, indem dieses allein für igt und die Zukunft sichern kann, besonders in Ansehung meiner lieben Kinder.“ Am 10. April bot er sich um kleine Vergütung zum Gutsbesorger in Marschlins an. Am 25. Mai war Anna Paula zum drittenmal verschwunden, „ohne die geringste Ursache“, wie er vermutete, nach Sils (zur Schwester). Am 24. August plante er eine Reise ins Montafun, „wenn das Fieber ausbleibt“, um Beobachtungen zu machen und für einen armen Mann beim Landrichter zu prokurieren. Am 30. Oktober meldete er die freundschaftliche Erledigung eines Möbelabkommnisses mit einem Verwandten. „Meine arme Frau kann nun alle Möbel in ihrem Zimmer behalten, Bücherschrank, Toilette, Pult hätte sie sehr vermißt.“

Im Herbst 1812 hatte sein Sohn die Universität in Tübingen bezogen; Jurisprudenz war als das sicherste Mittel zum Auskommen „hier oder im Ausland“ erkannt worden. Zur Vorübung auf eine praktisch-juristische Laufbahn hielt sein Oheim Joh. Ulrich es „wohl für gut, wenn er sich im Deklamieren Fertigkeit erwürbe; besonders bei unsern Tribunalien kommt auf Gewandtheit im öffentlichen Vortrag viel an.“ 1813 erschien – mein Vater hat das oft erzählt – Ulysses Adalbert plötzlich in den Ferien in Bünden. Sein Seewiser Großvater war zuerst ungehalten, nahm jedoch jeden Tadel zurück, als er vernahm, daß er die Reise zu Fuß, ja mit bescheidenstem Nachtquartier und Imbiß, gemacht hatte. Es war das letzte Wiedersehen von Vater und Oheim. Auch daran knüpfte sich ein schmerzliches Nachspiel für C. Ulysses, als die Heimat, an deren Scholle Ulysses Adalbert

lebenslang leidenschaftlich hing, in diesem den Wunsch erweckte, Landwirtschaft zu studieren. Er bekämpfte das Verlangen des Sohnes und entschuldigte ihn bei Großvater und Oheim, wenschon die Aussicht auf ein späteres Zusammenarbeiten in Marschlin's Balsam für sein Vaterherz gewesen wäre. „Ich habe nun gelernt, auch meinen unschuldigsten Wünschen zu entsagen... So hat es der Lenker meines Schicksals gewollt, sein heiliger Wille geschehe“, schrieb er an Joh. Ulrich, dem er seinerzeit den angefangenen Katalog seiner Bibliothek mit den Worten gesandt hatte, „auf daß Sie sehen können, ob noch einige Werke da sind, die Sie zu lesen wünschen, bevor sie zertrümmert wird,²³ Sie können sich denken, wie wehe mir der Gedanke thut“, und ein andermal: „Mit herzlichem Dank sende ich Ihnen hier Schillers Theater zurück. Es hat mich manche bittere Stunde vergessen machen.“

Einer seiner Zürcher Freunde, der Archiater Hirzel, der 1807 die Veranlassung gewesen war zu C. Ulyssens Eintritt in die Hilfsgesellschaft der Stadt Zürich, versetzte sich am feinfühligsten in seine Denkungsart und darum in sein Leiden. Er hatte ihm schon anfangs 1809 zugerufen: „Werden Sie nicht müde und ungeduldig“, und 1810 fand er die herrlichen Worte: „Haben Sie weniger gethan als ich? Ist nicht Ihr ganzes Dasein eine Folgenreihe von gemeinnützigen Arbeiten! ... Denken Sie oft und viel an Ihren sel. Vater und Ihren Oncle Amstein... Freund! Ich verstehe Sie, wann Sie sagen, daß Sie Ihre Theilnahme auch nicht nach Wunsch, d. i. numerair bezeugen können. Lieber Mann! Das kann ich auch nicht und würde mich schämen, so wenig selbst numerair beytragen zu können, wenn mich nicht meine Überzeugung tröstete.“ Und wahrlich, Hirzel täuschte sich nicht. Gerade jetzt, während der größten Aussichtslosigkeit seiner Lage, begab sich C. Ulysses mit voller Glut der Seele an die Vertiefung in die Schulbedürfnisse seines Kantons, seines in so manchem Betracht nicht der natürlichen Begabung entsprechend mit Lehr- und Lernmöglichkeiten versehenen Volkes. Hin und her gingen zwischen ihm und Schwager Joh. Ulrich die je-weilen auftauchenden Ideen in dem regen Briefwechsel, den sie führten, hin und her die Vorschläge zur Lösung der gestellten Aufgaben, bis sie sich zu der Form verdichteten, in der sie vor

²³ Sie ist erst nach seinem Tod verkauft worden.

die Öffentlichkeit zu treten geeignet erschienen. Die seit 1812 mit den abermaligen Verfassungskämpfen, den Schwager Vinzens auferlegten Anstrengungen um Rückerstattung der Untertanengebiete, schlimmstenfalls Clefens, oder wenigstens einer Entschädigung nach dem Muster Berns, Hand in Hand gehenden Besprechungen und Pläne von Unterrichtsanstalten und Lehrerinstitutionen erfüllen mit Ehrfurcht für die Einsicht und Ausdauer der beiden Männer im lauschigen Bothmer in Chur, im mehr und mehr vereinsamenden Marschlins. 1813 ließ C. Ulysses seine „Anleitung zur Verbesserung der Landschulen“ hinausgehen, die der Kleine Rat am 10. Juli verdankte und honorierte. Ohne Datum berichtete er Joh. Ulrich: „Sie erhalten hier eine Abschrift des Aufsatzes, den ich heute Hrn. BLA. Sprecher sandte, und der einige Gedanken über die zweckmäßige Einrichtung des Schullehrer Instituts enthält. Obschon Sonderegger nichts davon wußte, daß ich auch etwas eingeben wollte, und jeder für sich gearbeitet hat, so fand sich doch sehr viel übereinstimmendes in unserm Plane. ... Was Sie mir letzthin über den Vorzug schrieben, das Institut auf dem Lande zu errichten, habe ich ganz abgeschrieben, es war mir aus der Seele gesprochen. ... Noch muß ich Ihnen bemerken, daß Hr. Sonderegger die Anstalt übernehmen würde, und daß die Preise nicht chimärisch sind, ob sie gleich sehr wohlfeil scheinen. Auch in Ansehung des Schlosses in Mayenfeld sind die nöthigen Nachforschungen gemacht worden.“ Die Ungunst der Zeit trat auch hier dazwischen. 1814 schon mußte C. Ulysses an Joh. Ulrich schreiben: „Es ist doch traurig, daß die fatalen Zeitumstände unmöglich machen, diesem guten und gewiß brauchbaren Mann [eben Sonderegger] zu helfen. Vielleicht mit 20 L^{dor} Unterstützung könnte er in den Fall kommen, eine kleine Anstalt zum Unterricht für Schullehrer zu errichten und dann wäre er doch geborgen. Bei solchen Anlässen wandelt mich allemal tiefe Melancholie an, wenn ich an meine unseligen Umstände denke.“ Am 19. September 1815 wandte er sich dann an Georg Müller in Schaffhausen um eine Empfehlung an den jenem geneigten Kaiser Alexander für Sonderegger, der nach Rußland auswandern wollte.

Wo er nicht im größern Maßstab eingreifen konnte, da unterzog sich C. Ulysses bereitwillig der Leistung im kleinen, in seiner Gemeinde, seinem Höggericht. Er gründete den Schul-

rat in den Fünf Dörfern, und vor mir liegt ein undatiertes Schreiben J. B. Dolfs über ein Schulprämium für Igis und von ihm selber vom 21. März 1814 an den Landammann wegen Einschreitens in Sachen der „gegen die Verbeßerung des Schulwesens widerspenstige Evangelische Gemeinde Trimmis“.

Wieviel Unparteilichkeit und Langmut Stellen dieses Charakters voraussetzen, weiß ein darin Erfahrener.

Ganz ohne persönliche Beteiligung verlief das Jahr 1814 für C. Ulysses sogar politisch nicht. Der Bauerntumult im Großen Rat in Chur am 4. Januar und Umtriebe ähnlicher Veranlassung im Hochgericht Fünf Dörfer²⁴ versetzten ihn moralisch in die Zwangslage, einen wahrheitsgemäßen Bericht zu Händen der Minister in Zürich zu verfassen, wobei er Joh. Ulrich bemerkte: „Ich für meine Person muß zwar besorgen, daß dieses mein Betragen mir bei den Katholiken, wie bei den reformirten Obscuranten besonders in meinen Umständen schaden werde. Aber ich glaubte nach Pflicht und Gewissen so handeln zu müssen.“ Daß die Nachrichten aus Wien bis zum Schluß des „tanzenden“ Kongresses mit steigender Besorgnis erwartet wurden, versteht sich von selbst. Ein lichter Moment bildete die Verlobung und 1816 die Verheiratung Bäbelis mit Carl von Pestalozzi, dem Schwager des Oheim/Dichters, in dessen Haus, wie überhaupt bei den Seewiser Verwandten sie die sonnigeren Tage ihrer Jugend verlebt hatte. Früher einmal hatte es den Anschein gehabt, daß ihre Einwilligung dem Vater die Vermögenssorgen erleichtern würde, aber trotz Lebenslust und Frohsinn rief die Befragte ent-rüstet aus: „Den reichen alten Wüstling? Lieber ins Wasser, oder nach Amerika!“, was C. Ulyssens Empfindung entsprach. „Als Carl um mich anhielt,“ erzählte mir die hohe Siebzigerin, „fuhr der Papa in seinem Einspännerchen nach Chur, erfuhr, daß er wenig bemittelt, aber brav sei, kam nach Haus und gab uns seinen Segen.“ Auch Oheim Joh. Ulrich pries, daß ihre Wahl auf bessere Vorzüge als Geld gerichtet war. Als sie dann 1816 dem in holländischen Diensten stehenden Gatten nach Lüttich folgte, da ahnte sie wohl nicht, daß sie den Vater nicht wiedersehen würde. Aber auch bei ihr ist das Andenken an ihn nie verblaßt. Ihre langjährige Dienerin schilderte mir, wie oft sie, als alte Frau, in der Dämmerstunde in ihrem putzigen Stüb-

²⁴ Gegen Bündens Anschluß an die Schweiz.

chen im Frohsinn auf- und abgegangen sei und vor sich hingemurmelt habe: „Der arme, arme Papa! Was hat der leiden müssen“, ihn in Gedanken in die Traulichkeit ihres Witwenheims wünschend.

U. Adalbert machte 1815 in Tübingen ein Schleimfieber durch, dem er, nach seinem Bericht an Bäbeli, nicht ungerne erlegen wäre. 1816 trat er als Capitaine-Juge ins Regiment Salis-Zizers in Frankreich, besuchte 1824 vorübergehend die Heimat und kam 1830 bleibend in sein geliebtes Marschlins zurück.

Die letzten Lebensjahre Carl Ulyssens wurden trüber und trüber.²⁵ Noch immer arbeitete er: am 26. September 1814 dankte ihm der Kleine Rat für „Statistische Nachrichten von Clefen, Veltlin und Worms“, obwohl sie zum „dermalen vorliegenden diplomatischen Gebrauch zu spät eingekommen“ waren; noch immer entstanden Entwürfe. Er schrieb eine Geschichte von Rhäzüns, und quälte sich an einer Abhandlung über eine bündnerische Verfassung. Die Beziehungen zu den Fachgenossen dauerten fort: Am 13. Juni 1814 meldete ihm Prof. Fäsi in Zürich, seine meteorologischen Beobachtungen für das Maistück seines Blattes seien rechtzeitig eingetroffen, Clairville am 28. März 1815, die ihm von ihm seinerzeit geschickte Dentaria blühe jetzt in seinem Garten in Winterthur. Am 28. März 1816 schrieb ihm Escher, er könne nicht Mitherausgeber der geplanten Neuen Alpina sein, am 19. August aber von eigenen und Horners barometrischen Beobachtungen für die neu ins Auge gefaßte Zeitschrift; Prof. Meisner am 3. November bezeugte wegen seines Ausbleibens an der Tagung der Naturforschenden Gesellschaft in Bern, deren Entstehung ihm längst am Herzen gelegen und in die er sich in diesem Jahr hatte aufnehmen lassen, lebhafteste Teilnahme, und Pfr. Wyttenbach am 23. des Monats teilte ihm den Plan des Bulletins der betreffenden Gesellschaft mit und meinte, der Versuch Carl Ulyssens, seine Werke auf Subskription herauszubringen, „gefällt mir nicht übel“. Das in dem Brief betonte Bedauern bezieht sich wahrscheinlich auf den Sturz mit der Kutsche, der C. Ulyssen bei einer Fahrt nach Feldkirch begegnet war, von dessen Folgen er sich nicht wieder erholen konnte und die ihn häufig ins Zimmer bannten. Als dann der

²⁵ Hungersnot und Teuerung drückten im Lande und ließen keine Heiterkeit aufkommen.

15. Januar 1817 ihm seinen Schwager Joh. Ulrich entriß, beschäftigte ihn die Absicht, dem für schönste Schaffenshoffnungen viel zu früh Gestorbenen ein würdiges Denkmal zu setzen, wobei er seine Biographie geliefert, Prof. J. C. Orelli die Veröffentlichung seiner Werke mitbesorgt hätte. Der Jugendfreund des Schwagers, Pfr. M. Kirchhofer, sandte ihm bereitwillig Daten aus den Universitätstagen des als Mensch wie als Forscher gleich seltenen Mannes. Mit Freund Escher fanden noch Erörterungen über die von C. Ulysses für die Hallesche Enzyklopädie erbetene Arbeit „Die Alpen“ statt. Es war für dies wie jenes zu spät. Die Kräfte sanken zusehends. Anfangs September schickte ihn der Arzt zur Kur nach Pfäfers. Ein herzerreißender Brief an Schwester Ursula von dort schließt: „Solange ich's vermag, gehe ich bei dem schönen Wetter spazieren, dies ist meine einzige Freude, denn um Gesellschaft ist mir gar nicht.“ Am 31. Oktober trat ein starker Blutsturz ein, nach welchem er fast beständig bettlägerig war. Sein Vetter, Dr. Amstein, hatte schon lange keine Hoffnung mehr, gegen Jahresende gesellte sich die Wassersucht zu dem Brustleiden. In der Nacht vom 12./13. Januar 1818 starb er in den Armen der treuen Schwester Ursula, die der Muhme Gugelberg gestand: „Übrigens hat man dem lb. Gott zu danken, daß er dem armen Dulder sein schweres Leiden und (kann man wohl sagen) fast in jeder Rücksicht kummervolles Leben abgekürzt hat.“

Am 8. März bat Pfr. Steinmüller um C. Ulyssens unvollendet gebliebenen Manuskriptaufsatz „Die Alpen“, damit er ihn in den seit dessen Rücktritt von der Arbeit ihm übertragenen einfüge, den er unter gemeinschaftlichem Namen herausgeben möchte. „Der Selige bestimmte die Arbeit ja ganz für meinen Zweck.“ — Am 19. Januar 1819 lief ein Schreiben an den Verstorbenen von Malte Brun und J. B. Eyrie aus Paris ein, in dem er um Beteiligung an den von ihnen zu veröffentlichenden *Annales des Voyages* angegangen wurde.

1821 und 1827 gab Pfr. Steinmüller je einen Band „Neue Alpina“ heraus.

Als Prof. R. Wolf in Zürich im Jahre 1861 meinen Vater um Angaben für seine Biographie von C. Ulysses²⁶ bat, gipfelten die kurzen Sätze U. Adalberts in: „Was ich an ihm ewig verehren

²⁶ C. Ulysses von Salis-Marschlins.

werde, ist, daß er trotz der gedrückten öconomischen Lage, in der er sich befand, trotz der traurigen Erfahrungen, die er über den Undank der Republikaner sowohl an sich selbst als an seinem Vater gemacht, immer unermüdlich war mit Rath und That für Hebung von Schulwesen, Armenanstalten u. s. f. sein Möglichstes zu thun und mit edlen Männern anderer Kantone darüber correspondirte. In seiner Kleidung, Trank und Speise einfacher als viele unserer Bauern, Winter und Sommer Morgens zwischen 4 und 5 aufstehend und unendlich viel am Schreibtisch arbeitend ... war er eben einer jener schlichten Republikaner, die immer seltener werden, welche allerdings für den Fortschritt nach Kräften wirken wollen, aber nur mit Mitteln, deren sich ein Ehrenmann nicht zu schämen braucht.“

Am Eingang zu diesem Lebensbild, wegen dessen Umfang ich um Entschuldigung bitte, warf ich einen Blick ins Veltlin. Nach seiner Vollendung scheint mir die Erwähnung zweier Aussprüche in der umstrittenen Veltliner Frage nicht unstatthaft.

1814 übersandte C. Ulysses seinem Schwager Joh. Ulr. zur Einsichtnahme ein Bündel Schriften über die Unterhandlungen mit den österreichischen und später den französischen Behörden im Veltlin seit 1790. Er schrieb dazu: „Ich kann Ihnen nicht bergen, daß mich das Durchgehen dieser Schriften mit bitterm Unmuth erfüllt hat. Niederträchtig und infam handelten die Östreichischen Behörden, undankbar die Veltliner Deputirten, aber am meisten kränkt das Benehmen der Bündner selbst“ — und Joh. Ulrich antwortete: „Auch ich ergrimme bei dieser Lectur weit weniger über den französischen Jacobinismus, als über das österreichische Heuchelsystem; jener war doch von Anfang an prononciert und man wußte, was von ihm zu erwarten sey. Aber das muß ich auch zugeben, daß wir Bündner uns gar nicht auf die Zeiten verstanden, sonst hätten wir den Gedanken, herrschen zu wollen, schon früher gegen vortheilhafte Bedingnisse aufgegeben.“

Berichtigungen: S. 328 im Novemberheft 1921, Anm. 5 muß es heißen 1758—1825, und S. 332, Anm. 13 1696—1795.
